

MAGAZIN FÜR UNNA

HERBST-BLATT



DEZEMBER 2011

Nr. 65



Stadt Werne Altes Rathaus

Foto: R. Geitz

STADT WERNE IM KREIS UNNA



AUSSERDEM IN DIESER AUSGABE: DIE KUNST DES SCHENKENS •
AUF FAHRRÄDERN ZUR WINDMÜHLE • PFAUTERS JAHRESRUNDUMSCHLAG •
WIE DIE „FARBE“ SCHWARZ UNSERE KULTUR BESTIMMT • LUDWIG RICHTER

Inhalt

- 3 Esel Balduin:
Rücksicht ist die erste Bürgerpflicht
- 4 Die Stadt Werne im Kreis Unna**
- 6 Miss Marple lässt grüßen
- 7 „Semaine bleue“ Senioren in Palaiseau
- 9 Der festlich gedeckte Tisch
- 10 Nur Pumpernickel fehlte
- 12 Ritas Gedankensplitter:
Die Kunst des Schenkens
- 13 **Wie die „Farbe“ schwarz unsere Kultur bestimmt**
- 15 Eine Leseempfehlung
- 16 Unser täglicher Joghurt
- 17 Auf Fahrrädern zur Windmühle**
- 19 Die Modistin
- 20 Die unbekannte Schöne :
Uta von Ballenstedt
- 22 Zucker in aller Munde
- 24 Das Badewännchen
- 25 Pfauters Jahresrundumschlag 2011**
- 28 Ludwig Richter**

Impressum

Herausgeber: Kreisstadt Unna,
Hertinger Straße 12
59423 Unna
Tel.: 02303/256903

Internet: www.unna.de/herbstblatt/
e-mail: herbstblattredaktion@gmx.de
V.i.S.d.P: Dorothee Glaremin
Internet : Dorothea Kettler

Redaktion:
Benigna Blaß, Brigitte Paschedag, Christian Modrok,
Gisela Lehmann, Heinz Naß, Ingrid Faust, Klaus Pfauter,
Rita Maas, Rudolf Geitz, Ulrike Wehner

Seniorenbeauftragte: Dorothee Glaremin
Zeichnungen: Klaus Pfauter
Gestaltung: Rudolf Geitz

Druck: Druckerei Kreisstadt Unna
Auflage: 3000

Liebe Leser,

am 6. Dezember kommt wieder der hl. Nikolaus zu uns nach Hause. Früher wollte ich immer Nikolaus werden, weil er nur einen Arbeitstag im Jahr hat. Heute ist das nicht mehr mein Traumberuf, weil der hl. Mann die Kinder nach ihren Sünden ausfragt und verlangt sich zu bessern.

Ich habe damals reumütig zugegeben, dass ich beim Nachbarn im Garten Äpfel geklaut habe, Klingelmännchen gespielt habe und beim Murmelspiel gemogelt habe. Diese Unartigkeiten kennen unsere Enkel vermutlich überhaupt nicht mehr. Was die Kinder heute beichten, weiß ich nicht und will es nicht wissen. Es würde mich traurig stimmen.

Diesmal werde ich dem Nikolaus erzählen, dass ich mich wirklich und endgültig gebessert habe. Ob er mir das glauben wird, weiß ich nicht. Ich werde beim Lügen immer so rot.

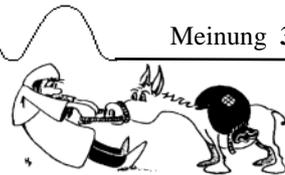
Ihr Klaus Pfauter



Das nächste MAGAZIN FÜR UNNA HERBST-BLATT

mit der Nr. 66 erscheint
im März 2012!

Also sprach der Esel: „Rücksicht ist eine Bürgerpflicht“



Als ich unlängst mit meinem Freund und Treiber durch die Stadt ging, kamen uns auf einem schmalen Bürgersteig drei Personen entgegen. Es waren wohl Großmutter, Mutter und ein Mädchen im schulpflichtigen Alter. Sie nahmen die gesamte Breite des Bürgersteigs ein. Mich führte mein Freund schon am Rande der Fahrbahn, um andere Fußgänger nicht zu beeinträchtigen. Als die Drei direkt vor uns waren, machte keine von ihnen eine Bewegung um meinen Freund durchzulassen. Die Jüngste schaute ihn mit einem herausfordernden Blick an und machte keinen Platz. So schubste er mich zur Seite und betrat auch die Fahrbahn. Ich fragte ihn dann, warum er das tat. Er sagte nur, er wolle sich mit rücksichtslosen Menschen nicht anlegen, denn dabei könne er den Kürzeren ziehen. Ich machte dann nur eine Bemerkung über Zivilcourage. Dazu schwieg er erst, murmelte dann verärgert etwas von Elternhaus

und Schule. Eine erfreulichere Episode erzählten uns Freunde: Als sie mit Fahrrädern in einem Nachbarort auf dem Gehweg unterwegs waren, kam ihnen eine Frau mit einem Kinderwagen und einem daneben laufendem Kind entgegen. Sie wichen zur Seite aus, um die Radfahrer vorbei zu lassen. Diese aber blieben stehen, um die Frau mit den Kindern nicht zu gefährden. Die junge Mutter quittierte die freundliche Geste mit einem netten „Dankeschön“. „Aber wir sind doch nur geduldete Gäste auf diesem Gehweg“ erwiderte einer der beiden Radfahrer. „Solche Gäste sind überall gern gesehen“, sagte die Frau darauf. So will ich dann die Überschrift korrigieren:

**„Rücksicht ist keine Pflicht,
aber sie tut gut!“**

Herzlichst Ihr Balduin





Die Stadt Werne im Kreis Unna

- von Rudolf Geitz -



Mit Werne stellen wir die dritte Stadt in unserer Reihe „Kurzbeschreibungen“ der Städte im Kreis Unna vor. Die Grenzstadt zum Münsterland kann, wie alle anderen Städte im Kreis Unna auch, auf eine lange Geschichte zurück blicken. Die geografische Lage der ersten Bauerschaft Werina an der Lippe, also am Wasser, war natürlich ausschlaggebend für weitere Ansiedlungen. Das Gründungsjahr ist unbekannt, aber schon um 800 n.Chr. entstand hier eine erste Kapelle. 1139 wird die Pfarre dem neugegründetem Kloster Cappenberg übertragen und erhält eine „steinerne Kirche“. Die Zollstation Werne an der Lippe untersteht dem bischöflichen Landesherren in Münster. Hier an diesem Lippeübergang wird 1253 eines der ersten westfälischen Städtebündnisse geschlossen. Die Städte Münster, Dortmund, Soest und Lippstadt vereinigen sich im „Werner Bund“ zum Schutze des Handels und Verkehrs auf den Straßen und gegen die Willkür der Landesherren und Ritter. 1362 erteilt der Bischof vom Münster den Werner Kaufleuten das Marktrecht eine freie Kirchmesse am Tage St. Simon und Judas. (28. Oktober) abzuhalten. Unter dem Kurznamen „Sim Jü“ wird dieser große, weit über die Stadtgrenzen bekannte Jahrmarkt auch heute noch abgehalten. Im nächsten Jahr, 2012, zum 650 ten Mal.

Mit der Anerkennung des „Minderen Stadtrechts“ befestigte sich Werne erstmals mit Mauern und Toren. Obwohl das offizielle Stadtrecht nie erteilt wurde, nennt sich Werne wenig später auf gesiegelten Urkunden „Stadt“. Vom bischöflichen Landesher-

ren in Münster kommt darauf kein Widerspruch.

Für die Grafschaft Mark, an deren Grenze diese aufstrebende Stadt stößt, wird diese



Altes Rathaus Werne

Foto: R. Geitz

so begehrt, dass Übergriffe nicht ausbleiben. Im Jahre 1400 lässt Graf Adolf von der Mark die Stadt völlig niederbrennen. Der Neuaufbau und eine nochmalige Befestigung dauern 100 Jahre. 1512 kann der Grundstein für ein Rathaus gelegt werden. Wie alle anderen Städte im Umkreis leidet Werne unter Kriegen und Großbränden. 1636/37 stirbt an der Pest von den ca. 1000 Einwohnern fast ein Drittel.

Nach den Schrecken der Kriege erteilt der zuständige Bischof auf Antrag des Stadtrates die Genehmigung zum Bau eines Klosters. 1673 bezogen Kapuziner-Mönche die neuerstellten Gebäude. Die wenigen hier heute noch tätigen Mönche widmen ihre Arbeit hauptsächlich der Jugendseelsorge.



Das Wappen der Stadt Werne

Zeigt einen Schild mit rot-gold-roten Balken. Es wurde 1924 verliehen, diente aber schon um 1122 dem Grafen von Cappenberg als Aushängeschild und fand auch Verwendung als fürstbischöfliches Wappen des Stifts Münster



Als Mauern und Türme die Stadt vor neuen Waffen- und Kriegstechniken nicht mehr zu schützen vermochten, wurden diese meistbietend versteigert. Die Steine nutzte man zum Straßenbau und zur Verbesserung einiger Privathäuser. Als letzte Anlage fiel 1843 das „Neutor“. Schon 40 Jahre vor diesem Fall wurde das Oberstift Münster aufgelöst und Werne erstmals dem protestanti-



schen Preußen unterstellt. Nach dessen revidierter Städteordnung wird aus Werne-Land, Stockum, Capelle und Herbern das neue „Amt Werne“. Die Stadt zählt zu dieser Zeit ca. 1800 Einwohner.

Mit Preußen kam auch 1873 die Bergbaugesellschaft „Freiherr vom Stein“, die hier nach Kohlevorkommen suchte und warmes Wasser fand. Aus 550 m Tiefe schossen stündlich 10.000 l heilkräftige Sole. Das Thermalbad Werne war eröffnet.

Mit den 1899 abgeteufte Schächten I u. II der neuen „Zeche Werne“ kam Industrie in die Stadt, mit ihr Siedlungs- und Straßenbau. Die 1909 gegründete „Kleinbahn Unna-Kamen-Werne“ verbindet die Städte mit einer Straßenbahnlinie, später mit Bussen. Mit der Eröffnung der Eisenbahnstrecke Dortmund - Münster 1928 kommt die Stadt zum langersehten Bahnhof.

Eine große Stadtsanierung mit Fußgängerzone, neuem Rathaus und anderen notwendigen Erneuerungen beginnt 1967. Wie überall im Kreis wird auch auf „Zeche Werne“ 1975 die letzte Schicht verfahren.

Im gleichen Jahr tritt die „Kommunale Neuordnung“ in Kraft. Der Kreis Lüdinghausen wird aufgelöst, Stockum, ein dreimaliger Sieger im Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“, kommt zur Stadt Werne. Mit ihm auch das große VEW-Kraftwerk. Die Stadt Werne wird in den Kreis Unna eingliedert.

Der derzeitige Bürgermeister Lothar Christ (parteilos), Sprecher für ca. 30.000 Einwohner, begrüßt auf der Internetseite der Stadt die Leser „zu einer virtuellen Reise durch unsere schöne münsterländisch geprägte Stadt.“





Miss Marple lässt grüßen Detektivisches Abenteuer

- von Brigitte Paschedag -

Zugegeben, vom Alter her würden wir zu ihr passen: Miss Marple ist als Hobby-Detektivin aus vielen Krimis von Agatha Christie bekannt. Aber sie hätte es besser gemacht.

Doch der Reihe nach: Unsere Frankreich-Reise neigte sich ihrem Ende zu. Am Sonntag Nachmittag kamen wir in Etretat, einem lebhaften Badeort an der Küste der Normandie an. Früher war Etretat ein unbekanntes Fischerdorf gewesen, aber wegen seiner großartigen weißen Felsenklippen war es nach und nach berühmt geworden. Und jetzt war natürlich kein Parkplatz zu finden. Wir fuhren mehrmals durch den Ort. Keine Chance!

Also mussten wir unser Auto am Straßenrand abstellen, um uns auf den Weg zu unserem Hotel zu machen. Das hatten wir zum Glück vorher gebucht. „Detektiv Hotel“ nannte es sich. „Das wird bestimmt spannend“, sagte meine Freundin.

Um uns noch ein wenig umsehen zu können, hatten wir nur schnell eingesehen, die Schlüssel in Empfang genommen und sind auf eine der Klippen gefahren. Dort sind wir spazieren gegangen, und haben uns eine Ausstellung angesehen. Später zu unserer Freude wurde ein Restaurant gefunden, was am Sonntag Abend gar nicht so einfach war. Nach einem guten Essen fanden wir sogar einen Parkplatz in der Nähe des Hotels und kehrten müde zurück. Das Hotel war schon abgeschlossen. Kein Problem: Einen Hausschlüssel hatte man uns mitgegeben.

Alle Zimmer waren nach berühmten Ro-

man-Detektiven benannt. Unseres hieß „Sherlock Holmes“. Ein Straßenschild auf dem Flur besagte, dass wir uns in der Baker-Street befanden. Dort hatte Sherlock seinen Wohnsitz. Das Zimmer war ein Zimmerchen, klein und eng und mit Möbeln aus der Zeit von Königin Victoria ausgestattet. Womit es aber nicht ausgestattet war, war ein Bad, und das hatten wir gebucht. Wir machten uns auf die Suche, nicht bevor ich einige Knöpfe an einem Schränkchen, hinter dem ich eine Geheimtür vermutete, ausprobiert hatte. Nichts! Also das Hotel absuchen. Andere Gäste versicherten uns,

das sie sehr wohl ein Bad hätten. Das half uns wenig. Unten waren zwar Toiletten und Waschbecken, aber so hatten wir uns das nicht gedacht. Keine Ahnung, wie wir den Hotelbesitzer erreichen konnten – die Rezeption war längst nicht mehr besetzt. Was also tun?



Schließlich bemerkten wir, dass doch noch jemand im Büro saß. Die Dame schmunzelte, als sie von unserem Problem hörte. Offenbar waren wir nicht die ersten, die das Bad suchten. Hilfsbereit half sie uns weiter. Meine Vermutung, dass sich die Tür hinter dem Schränkchen verbarg, war schon richtig gewesen. Nur – sie reagierte nicht auf Knopfdruck. Es handelte sich um eine ganz normale Schiebetür. Das hatten wir nicht bemerkt.

Wie gesagt: Miss Marple hätte es besser gemacht. *

„Semaine Bleue“ „Blaue Woche“ in Palaiseau - von Rudolf Geitz -

Vom 17. bis zum 22. Oktober ist mit der „Blauen Woche“ in Frankreich die Woche der Senioren angesagt. Mit zahlreichen Veranstaltungen und Aktivitäten stellen sich Seniorengruppen und Einrichtungen der Kommunen vor. Unnas Partnerstadt Palaiseau hatte über Frau Beate Kispal, zu-



Empfang im Rathaus

ständig für Unnas Städtepartnerschaften, eine kleine Gruppe Senioren eingeladen, zwei Tage an den hier vorbereiteten Programmen teilzunehmen. Am Abend der Ankunft wurde den unter Leitung von Frau Christel Jachmann angereisten 8 Senioren ein herzlicher Empfang bereitet. In ihren Begrüßungsworten betonten die stellvertretenden Bürgermeisterinnen Frau Claire Robillard und Frau Roseline Saval u.a die Anforderung der Begegnung von Menschen auch außerhalb politischer Ebenen. Die Organisatoren der Woche, die für Seniorenarbeit zuständige stellvertretende Bürgermeisterin Frau Anne Duceux und Herr Jérôme Urbanski, standen uns immer hilfsbereit zur Seite. Die Chefin des Bürgermeister-Kabinetts, Frau Julie Tartarin, die uns in charmanter Art durch die Klippen der französischen Sprache führte, war uns eine dankbare

Hilfe. Der nächste Tag begann mit dem Besuch eines Weinbergs. Die Umgebung von Paris ist zwar kein Weinanbaugebiet, doch hat es hier in früheren Zeiten für den Eigenbedarf Weinbau gegeben. Die kleinen noch vorhandenen Flächen wieder aufzuforsten, hat sich die Weinbruderschaft „Weinberg“ seit 1987 zum Ziel gesetzt. Sie betreibt einen kleinen Weinhang im oberen Stadtteil. In roter Amtstracht überreichten die Brüder (und Schwestern) uns eine Kostprobe ihrer erfolgreichen Bemühungen.

Bei dem anschließenden Besuch in einem Quartierzentrum für Seniorenaktivitäten servierte man natürlich auch Aperitifs aus anderen Anbaugebieten - neben den heimischen Lecke-

reien, bei denen man nicht nein sagen konnte.

Ein Besuch ganz anderer Art stand uns am Nachmittag bevor. Die „Ecole polytechnique“ hatte Palaiseauer Senioren zu einem Informationsbesuch eingeladen. Dieser



„Weinbruderschaft“

französischen Elite-Schule, 1794 als Militär-Schule gegründet, wurde es in Paris zu eng. 1976 siedelte sie auf ein größeres Areal nach Palaiseau um. Als 1970 die Studiengänge in allen Disziplinen auf zivile Ausbildungsziele ausgerichtet wurden, durfte erstmals



eine Frau das Studium aufnehmen. Für jeden der hier Studierenden sind 6 Stunden Sport pro Woche Pflicht, entsprechend großzügig ist das Angebot der Sportstätten auf dem Gelände. Fußball-, Rugby-, Tennisplätze, Ruderstrecke, Reitstall, Turnhallen stehen zur Verfügung. Selbst Fallschirmspringen ist möglich. Die Aufnahmebedingungen für die vielen Bewerber, auch aus anderen Staaten, sind sehr hoch angelegt. Die Absolventen findet man später in führenden Positionen von Forschung, Wirtschaft, Staat und Politik. Die abschließende Busfahrt durch das Schul-Areal machte uns die Größenordnung und die weitere Bautätigkeit erst sichtbar. Nach so großen Eindrücken waren wir froh, in unserem kleinen gemütlichen Hotel die Speisekarte studieren zu dürfen.

Am nächste Morgen ging es etwas beschaulicher zu. Gleich neben dem Marktplatz von Palaiseau, im Museum „Hurepoix“ besuchten wir die Ausstellung „Leben im 19. und 20. Jahrhundert“.

Hurepoix ist die von Landwirtschaft und Gewerbe geprägte Landschaft um Palaiseau. (Palaiseau = kleiner Palast). Die Historische Gesellschaft unterhält hier eine Ausstellung von Geräten, Werkzeugen, Hauseinrichtungen und Bräuchen aus vergangenen Jahrhunderten. Das Haus, 1681 gebaut, ist mit seinem geschlossenen Hofraum, Garten und Küche, selbst ein Museum. Im Erdgeschoss ist der Schriftstellerin George Sand ein Schaufenster gewid-

Ecole polytechnique

met, die in der Stadt ein Villa bewohnte. In weiteren Räumen erhält man Einblicke in diverse Handwerksstuben, Sattler, Graveure, Schmiede usw. Die Welt der Frauenberufe ist mit Schneiderin, Putz- und Hutmacheerin vertreten. Waschfrauen bei der Arbeit lassen sofort den Vergleich mit heutigen Maschinen aufkommen.

Dankenswerter Weise gab es einen, für die „Partnerschaft Unna - Palaiseau - Oktober 2011“ eigens angefertigten Museumskatalog in deutscher Sprache. Anschließend war nebenan Modernes zu besichtigen, natürlich erst nach einem entsprechendem Aperitif. Die Tauchsportgruppe Palaiseau, auch mit Unnaer Tauchern in Kontakt, zeigte hier ihre sehenswerten Bilder aus der bunten Unterwasserwelt.

Zum Abschluss der „Semaine bleue“ lief auf der Bühne des Festsaales ein buntes Programm. Bewegung, Musik und Licht, unterschiedliche Tanzgruppen, von den Volkstanz-Seniorendamen bis zur japanischen Kampfsportgruppe, brachten die Zuschauer im Saal in helle Begeisterung.

Mit einem Marktbummel am frühen Sonntagmorgen beendeten wir die schönen gemeinsamen Tage in der Partnerstadt, jedoch nicht ohne von unseren aufmerksamen Gastgebern mit einer passenden Wegzeherung für die 600 km lange Heimfahrt herzlich verabschiedet zu werden. ✱



Fotos: R. Geitz

Der festlich gedeckte Tisch - eine besondere Inszenierung?

- von Rita Maas -



Tischdecken ist eigentlich ganz einfach, so denkt man allgemein. Teller, Gläser, Besteck - fertig.

Doch so einfach sollte man es sich nicht machen. „Lassen Sie sich bei der Dekoration von Ihrem Geschirr, einer hochwertigen Tischdecke oder von Ihren Launen inspirieren“, sagt die passionierte Gastgeberin Brigitte von Boch. Und weiter: „Der festlich gedeckte Tisch und das gemeinsame Essen können etwas Besonderes sein. Wenn die Gäste kommen, sollte der Tisch zur Bühne und der Abend zur Inszenierung werden.“ Hört sich spannend an.

Na dann - los geht's: Von der Laune inspirieren lassen? Also frage ich mich zunächst: Wonach ist mir? Ganz klar, nach einer tollen Tischdekoration.. Was sagt mein Vorstellungsvermögen? Ich bilde mir ein, dass ich eins besitze, denn bisher hat es immer funktioniert. Zunächst muss ein Deko-Konzept her. Ich habe die Wahl: Entweder richte ich mich nach den Farben des Raumes, oder ich setze in der Farbwahl Kontraste. Zu viele Farben dürfen es nicht sein, sonst werden die Gäste optisch er-

wie z.B. Bänder, Kerzen, Servietten, Gestecke ist groß. Überladen darf der Tisch jedoch nicht wirken, sonst wird dem Menü die Show gestohlen. Soweit die Überlegungen zur Dekoration.

Nun zu den wichtigsten Handgriffen beim Eindecken. Den Anfang macht die Tischdecke. Es folgt das Service. Das Tafelbesteck, und die Gläser stehen bereit. Man beginnt von innen nach außen zu dekorieren. Nachdem Gabeln, Messer und Löffel an ihren Plätzen sind, widmet man sich den Gläsern. Hier gilt die gleiche Grundregel wie für das Besteck.

Aber was rede ich da? Das ist doch alles schon längst bekannt.

Wie *mein* festlich gedeckter Tisch aussieht?

Er ist für sechs Personen gedeckt. Auf der dezenten lila Tischdecke steht als Kontrast ein edles weißes Tafel-Service. Jedes Gedeck ist umrankt von schönem Silberbesteck. Die rechts angeordneten diversen Gläser blitzen um die Wette. Der Hingucker für jeden Gast ist die rosa Serviette, auf der als Willkommensgruß eine kleine

lila Kugel mit daran befestigter Süßigkeit glänzt. In der Mitte des Tisches zieren kleine weiße Porzellan-Schälchen mit lila Veilchen das Ganze. Ach ja, nicht zu vergessen die brennenden Kerzen, die ständig ihre Farben verändern. Welche Farben? Ganz klar: Lila und rosa wechseln sich ab. Damit wäre der



schlagen. Dezente Farben sind angesagt. Die Auswahl an dekorativen Materialien

Tisch komplett. Ist meine Inszenierung gelungen?



Nur Pumpernickel fehlte.

-von Klaus Pfauter -

In einer Zeit des knappen Geldes entdecken die Menschen andere Werte, z.B. das Gold. Wir in Unna haben gut lachen, denn unser Goldschatz liegt sicher im Museum, gehütet vom wachsamem Personal.

Wie aber steht es um andere Schätze? Durch die berühmte Nibelungensage wissen wir von einem verschollenen Schatz, den man einst im Rhein versenkt hat, weil man ihn sonst niemandem gönnen wollte. Leider wurde das Versteck nur unzureichend beschrieben, weshalb keiner so recht weiß, wo man nach ihm suchen sollte. Nur ein einziger Ort wird in dem alten Text genannt:

Soest.

Diese ehrwürdige Stadt liegt zwar nicht am Rhein, aber das muss nicht immer so gewesen sein, glauben einige Schatzsucher. Deshalb wird auch immer wieder mal in Soest nach dem „Rheingold“ gegraben. Ohne Erfolg, wie wir wissen.

Soest war im Mittelalter die zweitgrößte Stadt (13000 Einwohner),

gleich hinter Köln. Ihr Reichtum gründete sich aus dem Handel mit dem weißen Gold, dem Salz. Das benötigte man nicht so sehr als Geschmacksverstärker, sondern als Konservierungsstoff für Lebensmittel. Das Geschäft lief so gut, dass

es Neider und Diebe anzog, gegen die sich die fleißigen Soester mit einer hohen Mauer rund um die Stadt schützten. Auch zahlreiche Kirchen stampften sie aus dem Boden, sämtlich aus dem schicken grünen Soester Sandstein erbaut.

Nach den fetten Jahren folgten leider die mageren. Als die Reformation kam, wurde Soest zur evangelischen Enklave mitten im katholischen Feindesland. Verbündete wurden gesucht, vergebens. Der Fehde folgte

die Belagerung und Krieg. Alles haben sie siegreich überstanden, den Krieg gewonnen, doch die Stadt war ausgeblutet und verarmte.

Allmählich erholte sie sich wieder, nicht zuletzt dank des Pumpernickels. Das glauben zumindest die Pumpernickelbäcker, seit 12 Generationen in der ältesten Pumpernickelbäckerei Deutschlands.

Bis heute hat sich Soest gut weiter entwickelt, natürlich nicht nur dank ihres Schwarzbrotts.

Aus den 13.000

wurden 50.000 Einwohner. Der Handel mit dem Salz ist lange nicht mehr wirklich lukrativ, aber die Leute können auch anders. Davon konnten wir uns überzeugen.

Die Redaktion des Soester Seniorenmagazins „Füllhorn“ lud uns ein. Das war im



September. Wir ließen uns natürlich nicht zweimal bitten, es war nicht die erste gemeinsame Aktion der beiden Schwester-



redaktionen, sondern die Fortsetzung einer Tradition. Am herausgeputzten Soester Bahnhof angekommen, begrüßte uns der freundliche Organisator dieses Treffens, Herr Gierhake. Er muss offenbar über Kontakte nach „ganz oben“ verfügen, denn auch das Wetter zeigte sich von seiner besten Seite. Auf dem kurzen Weg zur Fußgängerzone erfuhren wir das Programm für diesen Tag. Dort fand eine herzliche Begrüßungszeremonie statt. Die meisten Gäste und Gastgeber kannten sich bereits. Auch glaubten wir vieles über Soest zu wissen, doch es war wenig. Davon überzeugte uns die Stadtführerin Ulrike Libsmann, welche uns routiniert und sicher durch die Stadt führte. Wir bekamen das Gefühl, noch nie hier gewesen zu sein. Sollen wir die Sehenswürdigkeiten jetzt aufzählen? Besser Sie fahren selbst hin und schauen. Der bekannte Weihnachtsmarkt und die berühmte Weihnachtskrippe im Patroklidom wären z. Z. zwei Gründe mehr für Ihren Besuch. Zum üppigen Mittagessen wurden wir von einer Schar fröhlicher Damen empfangen, welche unseren Appetit viel zu großzügig einschätzten. Sie präsenten

tierten uns die reich gedeckten Tische mit strengen Mienen: „Es darf nichts übrig bleiben, außer Senf!“ Damit der Leser so

richtig neidisch werden kann, fügen wir das Rezept für den vorzüglichen Kartoffelsalat hinzu. (siehe unten)

Während des ganzen Tages wurde viel über das „Füllhorn“ und das „Herbst-Blatt“ gefachsimpelt, erst recht beim Essen und danach. Als dann aber der Schmant- und der Pflaumenkuchen auf den Tisch gestellt wurden, weitere fleißige Hände reichlich Kaffee und

Schlagsahne herbei holten, da war es um die „Fachgespräche“ geschehen. Aber wir hatten bis dahin schon vieles erfahren.

So konnten wir uns am späten Nachmittag von unseren Gastgebern mit gutem Gefühl verabschieden.

Salz zum Erhalten der übriggebliebenen Speisen wurde keines gebraucht. *

Weihnachtskartoffelsalat

- 1/2 kg
- 100 g Bierschinken oder Fleischwurst
- 1 Zwiebel
- 1-2 Gewürzgurken
- 1-2 El. Gurkenaufguss
- 2 hartgekochte Eier
- 1/2 kl. Dose Erbsen
- 50 gr. Mayonnaise

Schlagsahne, mittelscharfen Senf, Salz, Pfeffer, evtl. Paprikapulver oder Worcestersauce

Alles ziemlich klein würfeln, die Majo mit der Schlagsahne flüssiger machen, 1Tl Senf dazu, alles gut mischen, abschmecken und erst einmal stehen lassen, denn Kartoffelsalat muss „reifen“.

Ritas Gedankensplitter

Die Kunst des Schenkens



Endlich naht sie wieder, die wunderbare Zeit, in der drei Worte von Bedeutung sind: Wünschen - Schenken - Weihnachtsglück. Weihnachten, ein Fest voller Licht und Jubel. Der Duft von Kerzen, Tannenzweigen, Plätzchen und Schokolade zieht durchs Haus.

Womit wir beim Schenken wären.

Gibt es etwas Schöneres, als einander mit edlen Geschenken zu überraschen?

Je persönlicher ein Geschenk ist, umso mehr sagt es aus, etwa so: Du bist mir wichtig, und ich freue mich, wenn Du Dich freust.“

Schenken ist keine Pflicht, sondern ein Zeichen von Sympathie. Ein Geschenk muss nicht teuer sein, vielmehr soll es zeigen, dass einem der Beschenkte viel bedeutet.

Nicht der Wert zählt, sondern der Gedanke.

Der erste Eindruck kann dabei nicht perfekt genug sein. Inhalt und Verpackung sollten mit Bedacht gewählt werden. Kunst- und geschmackvoll verborgen, in hochwertigem Geschenkpapier verpackt und mit schillernden

Schleifen versehen, sind auch die kleinen Geschenke wertvoll.

Manchmal stellt sich die Frage: „Mit was um Himmels Willen ist jemand zu überraschen, der schon alles hat?“

Gerade hier sind es die kleinen Dinge, die große Freude machen. Vorausgesetzt, sie sind originell.

Wenn man seine Mitmenschen genau beobachtet und sich geschickt nach ihren Wünschen erkundigt, liegt man beim Schenken

goldrichtig. Erfolg bei der Ideensuche verspricht z.B. ein Stadtbummel. Wer genau hinsieht, kann die Wünsche von Verwandten, Freunden und Bekannten buchstäblich von ihren Augen ablesen. Ein sicheres Signal dafür ist das faszinierende Verharren vor Schaufenstern. Auch ein Kaffeeklatsch bietet sich an, um in einer unverfänglichen Plauderei diverse Wünsche herauszukitzeln. Hilfreich ist ferner, nach und nach originelle Ideen zu sammeln und zu notieren, damit peinliche Wiederholungsgeschenke vermieden werden. Ein Geschenk aus einer langen Wunschliste ist nicht so gut, vermittelt es doch den Eindruck einer Lieferung auf Bestellung.

Last-Minute-Geschenke könnten voll daneben gehen.



Die Statistik sagt, dass knapp ein Drittel der Deutschen das Problem hat: Die Feiertage sind bald da, und man muss noch die letzten Geschenke besorgen. Wenn absolut keine Ideen mit Symbolcharakter vorhanden sind: Wie wäre es mit einem

Gutschein? Das klingt zwar simpel, es könnte jedoch ein Gutschein besonderer Art sein, einer, mit dem **Zeit** geschenkt wird: Ein „Zeit-Geschenk“ für ausgedehnte Spaziergänge oder für einen gemütlichen Abend. Dafür bietet sich die bevorstehende Weihnachtszeit an: Ein Spaziergang durch hohen Schnee und anschließenden besinnlichen Abend bei einem Fest-Menü. Damit beschenkt man sich auch selbst mit vielen glücklichen Augenblicken. *

Wie die „Farbe“ schwarz unsere Kultur bestimmt

- von Gisela Lehmann -

Keine Farbe begegnet uns im Alltag so oft wie schwarz. Obwohl schwarz, wie auch weiß, keine Farbe ist, sondern chemische Verbindungen, oder Naturfarbmischungen. Fallendes Licht wird vollständig absorbiert. Wort und „Farbe“ schwarz sind offenbar schon seit frühesten Zeiten mit negativem Beigeschmack behaftet. Etwas Bedrohendes, Unheimliches und gleichzeitig Magisches und Anziehendes geht von schwarz aus. Es symbolisiert Leere, Dunkelheit und

heißt bekanntlich „Schwarze Magie“.

Im Spätmittelalter, dem 14. Jahrhundert, wütete in ganz Europa der „Schwarze Tod“, so der mittelalterliche Name für die Pest. Ein Drittel der damaligen Bevölkerung ist ihm zum Opfer gefallen. Eingeschleppt wurde er vermutlich auf Schiffen aus dem Schwarzmeergebiet. Die Ursachen suchten Klerus und weite Kreise der Bevölkerung bei den Hexen. Beschuldigten sie der Brunnenvergiftung und verfolgten



Unglück. Wiederum markiert schwarz Seriosität und auch Machtanspruch.

Schon die ältesten Völker im altem Orient, Babylonier, Sumerer, Assyrer, Perser, fürchteten sich vor schwarzen Katzen, schwarzer Magie, schwarzen Unglückstagen, vor schwarzen Raben. Teufel, Hexen. Verdammte Seelen erscheinen oft in Rabengestalt. Daher gilt der Rabe noch heute als Unglücksvogel.

Von den Völkern der Antike haben wir den ganzen abergläubischen Ballast geerbt. Hexerei und Hexenglauben, Schwarzseherei und Wahrsagerei. Was immer als zweischneidig und gefährlich angesehen wird,

sie grausam. Doch der „Schwarze Tod“ ließ sich durch solche Maßnahmen nicht aufhalten, er forderte weitere Leben. Die Menschen fürchteten den Zorn der Götter. War das Massensterben eine Bestrafung ihres vielfach eingerissenen lockeren, liederlichen Lebenswandels?

Die Auswirkung hat einer neuen Mode wesentlichen Vorschub geleistet. Sie war unmittelbarer Anlass für die von der Obrigkeit 1356 erlassene „Kleiderordnung von Speyer“. Ein Verbot für übermäßigen Luxus mit aufwendigen teuren Kleiderstoffen aus edlen Materialien, die auch sehr bunt und farbenfroh waren. Sie galten als ver-

werflich und liederlich. Tonangebend waren jetzt dunkle Farben wie braun, grau und schwarz. In grau und braun gehüllt war das gemeine Volk. Bürgertum und Adel demonstrierten Reichtum und Macht in Schwarz.

Im 14. Jahrhundert herrschte in Burgund, am Hofe Karl des Kühnen, schwarz vor. Auch in Spanien war schwarz die offizielle Hoftracht von Karl V., der auch Deutscher Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war. Da Schwarz während der Zeit der Gegenreformation zur allgemeinen Gesinnung passte - es gefiel und betonte das Anderssein, verdrängten schwarze Stoffe die farbenfrohen Gewänder. Daher wurde in einer Heeressordnung das Tragen von Buntwerk untersagt.

Es hat Ritter gegeben, die gänzlich, schwarze gepanzerte Rüstungen bevorzugten. Prinz Eduard of Wales, Sieger in den Schlachten gegen Frankreich, wurde wegen seiner schwarzen, glänzenden Rüstung der „Schwarze Prinz“ genannt. Eine solche schwarze Rüstung trug auch Florian Geyer, ein fränkischer Ritter, der im Bauernkrieg den rebellierenden, fränkischen Bauern als Anführer beistand. In einem alten Landsknechtlied werden seine Truppen als „Geyers schwarze Haufen“ besungen.

Die schwarzen Uniformen des Freikorps Lützow in den Freiheitskämpfen gegen Napoleon, waren Notlösung. In den Kassen der jahrelang von Napoleon besetzten Kleinstaaten Deutschlands fehlte das Geld für die Einkleidung der freiwilligen Truppen. Kurzerhand wurde die Zivilkleidung in tiefes schwarz eingefärbt, mit roten Samtaufschlägen und Goldknöpfen besetzt, die Uniform war fertig. Auf dem Wartburgfest wurde diese Uniform von der Jenaer Burschenschaft zu ihrer Standestracht erwählt.

Im Laufe der Jahrhunderte breitete sich die Mode in schwarz über ganz Europa aus. Schwarz, zwar immer noch teuer aber schick, war der Festtagskleidung oder be-

sonderen Anlässen vorbehalten. Ein solcher Anlass war der Gang zur Beerdigung. Schwarz wird zur Trauerkleidung. Deshalb herrscht seit dem 18. Jahrhundert auf den Friedhöfen schwarz vor. Der schwarze Wittwenschleier sollte die Witwe vor den missgünstigen Blicken ihres verstorbenen Mannes schützen. Man glaubte, die Verstorbenen seien nicht tot, sondern blicken neidisch auf ihre Hinterbliebenen.

Während bei uns Schwarz die „Farbe“ der Trauer ist, gilt sie in China als Freudentymbol. Im Land der Gegensätze ist „weiß“ die Farbe der Trauer.

Daher verursachen dort, aus abergläubischem Gründen, weiße Kühlschränke mehr ein Gefühl des Missbehagens.

In der Literatur finden wir das Böse und den Tod in Schwarz. Bei Shakespeare treten Hamlet und Macbeth, Gestalten einer mythischen Zeit, in langen, schwarzen Samtkleidern auf, Spiegelbild ihres düsteren Vorhabens, Rächer und Mörder. Und bei Edgar Wallace ist es der schwarze Abt, unheimlich und böse. Auch Vampir Dracula und die verdammte Seele des „Fliegenden Holländer“, nichts Buntbes, nur düsteres Schwarz.

Kein Wunder also bei diesen Vorbildern, dass kaum jemand ständig in schwarzer Kleidung herumlaufen wollte.

Ein leider sehr bekannter Begriff ist der „Schwarze Freitag“. Mit dem Namen verbindet sich der Kursverlust an der deutschen Börse am Freitag, den 13. Mai 1927 und wiederum war es ein Freitag zwei Jahre später, am 25. Oktober, der an der New Yorker Börse den weltweiten Wirtschaftszusammenbruch auslöste. – Wundert es dann, wenn abergläubische Menschen sich vor Freitag den 13. fürchten?

Auch in der Neuzeit wird Schwarz mit Negativ in Verbindung gebracht.

Seit dem 1. Weltkrieg steht Schwarz im übertragenden Sinn für Verbotenes, Unverbotenes und Heimliches. Schwarzfahren, Schwarz hören, Schwarzarbeit oder

Schwarzgeld, alles ohne Erlaubnis. Dazu gehört auch der schwarze Markt. Nach dem 2. Weltkrieg bis zur Einführung der DM, florierte er besonders in den Städten. Dort wurde gefeilscht und getauscht, unter dem zugeprägten Auge der Gesetzeshüter. Alles geschah, wie gesagt, schwarz, also verboten. Da die Staatsmacht es nicht verhindern konnte, hieß es: „Alles ist erlaubt, solange man sich nicht erwischen lässt.“ Und heute? Die schwarze Lederjacke der Rocker und Biker zeichnet ihre Träger auch nicht gerade als Sympathieträger aus. Sie wollen wohl als gefährlich auffallen. Doch nicht nur Negatives steckt in Schwarz. Tee-



nies tragen Schwarz, sie haben die Farbe für sich entdeckt. Das Etui-Kleid, genannt das „Kleine Schwarze“ von Coco Chanel ist unvergessen geblieben. Es war ihre berühmteste Creation. Audrey Hepburn sah darin zum „Frühstück bei Tiffany“ bezaubernd aus.

Schwarzmalerei, Schwarze Liste, Schwarzes Meer, Schwarze Löcher, Schwarzer Peter, schwarz, schwarz, schwarz überall sehen wir schwarz.

Übrigens, das Schwarzpulver hat ganz und gar nichts „Schwarzes“. Es ist nach dem Erfinder des Schießpulvers, dem Franziskanermönch Berthold Schwarz, benannt.



Eine Leseempfehlung

- von Ingrid Faust -

Zwei alte Freunde, der 83 jährige Georges und der 73 jährige Charles erfüllen sich ihren Jugendtraum. Sie fahren die Tour de France nach - mit dem Auto - denn die Knochen und das Herz machen eine Radtour nicht mehr mit.

Allerdings ist das nicht so einfach. Georges Enkelin Adèle hat den Auftrag auf ihren Großvater aufzupassen, Bedingung der Enkelin ist: Täglich eine SMS. Also muss

Georges lernen, wie man so eine SMS überhaupt schreibt. Nach dem er von einem jungen Burschen Unterricht erhalten hat, fängt er an seiner Enkelin von der Reise zu berichten. Mit jeder SMS lernen sich Opa und Enkelin besser kennen. Die Beziehung zwischen Georges und Adèle vertieft sich deutlich, und die Enkelin sieht ihren Großvater auf einmal mit ganz anderen Augen.

Der bezaubernde Reiseroman aus der Bretagne erzählt, wie wunderbar eine Freundschaft im Alter zwischen alten Menschen aber auch zwischen Großvater und Enkelin sein kann, und dass es nie zu spät ist, einen Jugendtraum zu leben.



Carolin Vermalle: *Denn das Glück ist eine Reise*
Bastei Lübbe 2011

Unser täglicher Joghurt

Ein uraltes Lebensmittel

- von Rudolf Geitz -

Schon in der Überschrift steckt Widersprüchliches. Der Joghurt, das Joghurt, die Joghurts, Jogurt oder Yoghurt? Es kommt darauf an, wo wir ihn kaufen, in der Schweiz, in Österreich oder in der Türkei.

Im Lexikon lesen wir: „Joghurt ist eine durch Bakterien aus eingedickter warmer Milch erzeugte cremartige würzige Sauer- milch, ein wichtiges diätetisches Nährmit- tel“. Mit dem indischen Yogi oder dem Yo- ga hat er aber nichts ge- meinsam. In den alten Sprachen des Balkans bedeutete „jog“ dick und „urt“ Milch. Dieser Dickmilch, einem Zu- fallsprodukt antiker Transportmöglichkei- ten, hängen viele Le- genden an. Da sind En- gel, Göttergaben und Wunderheilungen im Spiel.

Mal sind es Nomaden in der Wüste, die auf ihren Kamelen die Milch in Ziegenbälgen mitführ- ten, mal die alten Völker des Balkans die ihre Milchrationen in Lammsäcken am Körper trugen oder sie den Pferden auf- schnallten. In jedem Falle wurde die Milch warm und durchgeschüttelt. Diese Tortur, in Verbindung mit den in Tierhäuten vor- handenen Mikroorganismen brachte die Milchsäure zur Gärung.

Was da, schon einige Jahrhunderte vor Christus, zu Verblüffung der Transporteure aus den ledernen Transportsäcken heraus- quoll, war Joghurt.

Später, mit dem Einfall der Mongolen, kam der Joghurt auch in unsere Breiten.

Nach gleichen, natürlich maschinell und biologisch verfeinerten Prinzipien, entsteht

auch heute noch diese Art der Dickmilch. Dem Biologen Ilja Metschnikoff fiel im Jahre 1906 der Zusammenhang zwischen dem auffällig hohen Alter bulgarischer Bauern und deren regelmäßigem Verzehr von Joghurt auf. Näher unter die Lupe ge- nommen fand er Bakterien in der Milch, welche er nach dem Fundort „Lactobacillus bulgaricus“ nannte. Dieser Bazillus sollte es sein, der die alten Bulgaren fit hielt.

Seine Botschaft kam an. In Europa und Amerika begann die Produktion dieser wundersamen Dickmilch. Doch die zum Anfang des 20.Jh. nur gering vorhandenen Kühlmöglichkeiten ver- hinderten zunächst eine größere Vermarktung. Amerikanische Forscher verbesserten die Bakte- rienkulturen im Joghurt, damit auch die Verträ- glichkeit für Magen und Darm und die Haltbar- keit. Der am Bosphorus

und auf dem Balkan vielgepriesene, etwas streng schmeckende „Naturjoghurt“ ist un- gekühlt nur wenige Stunden haltbar, gut gekühlt etwa einen Tag lang.

Die von Supermärkten in unzähligen Vari- anten angebotenen Produkte enthalten eine ganze Reihe von Zusatzstoffen, Früchten und Aromen, damit sie unseren verwöhn- ten Gaumen schmeicheln.

Ob die unüberschaubare Becherparade in den Regalen uns älter werden lässt, sei ein- mal dahingestellt. Ein gesundes, diäteti- sches Lebensmittel ist Joghurt sicher. Da- von konsumieren wir im Schnitt 17,8 kg pro Jahr. Der Statistik nach haben daran Frauen einen sehr hohen Anteil. *





Auf Fahrrädern zur Windmühle

- von Christian Modrok -

In einer Ostfriesischen Teestube saßen zwei Seniorengruppen bei Tee und köstlicher Ostfriesentorte. Beide Teams waren auf Fahrrädern unterwegs. Nach dem Tee-genuss kamen sie ins Gespräch. Die einen machten Urlaub in Neuharlingersiel, die anderen in Esens. Das erste Thema war die Unterkunftswahl. Beide Gruppen waren zu-



frieden, sowohl diejenigen die direkt an der Küste wohnten, als auch die in dem etwas abgelegenen Ort. Dann wurden die Fahrräder verglichen. Die meiste Aufmerksamkeit schenkte man den Elektrofahrrädern eines Ehepaares. Diese gaben zu, dass sie während des bisherigen Aufenthaltes an der Küste den Hilfsmotor nur einmal gebrauchten, nämlich als ihnen der Gegenwind zu stark ins Gesicht blies. Sie sagten aber, bei ihnen zu Hause wäre es so hügelig, dass sie sich als Senioren ein Fahrrad ohne Hilfsmotor nicht mehr vorstellen könnten. Dann wurden weitere Reiseziele erwähnt. Die eine Gruppe hatte kein konkretes Ziel. Der Leiter der zweiten Gruppe schlug die Werdumer Mühle vor, und lud zum Mitfahren

ein, es wäre nicht weit. Von weitem winkten schon die Flügel der Windmühle. Bei der Mühle angekommen, sah man in der offenen Tür einen Mann in Berufskleidung. Der Sprecher rief: „Glück - zu Müller. Wird heute noch gemahlen?“ Und prompt kam die ernste Antwort: „Ja, wenn ihr mir helft, wird heute noch gemahlen.“ Die Radlergruppe sah sich ungläubig an. Aber der Müller meinte es ernst. Er bat einen Freiwilligen näher zu kommen und breitete mit ihm ein zusammen gewickeltes Segeltuch über die Rippen eines Flügels der Mühle. Dann wurde unter seiner Anleitung die Bremse leicht gelöst, um den gegenüberliegenden Flügel nach unten zu richten. Auch auf diesem öffnete der Müller das Segeltuch. Danach wurde die Bremse ge-

löst und die Mühle begann zu rotieren. Das wäre aber noch nicht alles, meinte der Müller. Um die ganze Kraft des Windes zu nutzen, müssen die Flügel genau in Windrichtung gestellt werden. Eine Kette wurde um einen in den Boden gerammten Pfahl gelegt und mittels einer Winde der Mühlenkopf mit Muskelkraft in den Wind gedreht. Dann begann die Mühle zu klappern. Für die Hilfe beim Setzen der Segel und beim Ausrichten der Flügel in den Wind, sowie dem Lösen und Anziehen der Bremse gab es für uns dann das „Werdumer Müller-Diplom“.

Das war der Zeitpunkt, wo der Müller den Lauf des Kornes vom Einlauftrichter bis zur Auslaufrinne erklärte. Die Damen interes-

sierten sich dafür was dabei „rauskam“. Sie diskutierten über das Mehl und dessen Qualität, als wenn sie den Müller auf die Probe stellen wollten. Das Interesse der

Stein gepflegt werden musste. Wenn auch aus hartem Stein, so unterlag er doch einem bestimmten Verschleiß.

Für Schulkinder ist eine Windmühle immer noch ein interessantes Objekt. Die Jugend ist heute eher vertraut mit den modernen Windparks als mit historischen Windmühlen. Ein Schüler stellte einmal die Frage, wo denn der Motor sei, der die Flügel antreibt. Ein anderer, der genau wusste, wo sich in einer modernen Windkraftanlage der Generator befindet, fragte, wo dieser bei der alten Windmühle sitze. Als der Müller ihm die hölzernen Zahnräder zeigte, dachte er immer noch, es wäre ein Modell. Erst als die Mühle in Gang gesetzt wurde glaubte er, dass so etwas schon seit Jahrhunderten funktioniert. Eine lustige Episode gab es einmal mit einer Schulklasse, als die Kinder fragten, wie stark der Wind sein müsste, dass sich die Flügel drehen. Der Müller stellte die Kinder vor die Mühle und lies sie alle stark blasen. Als er die Bremse löste und die Flügel sich in Bewegung setzten, ertönte ein ohrenbetäubendes Quicken der Kinder. Diesen Spaß werden sie wohl noch lange in Erinnerung behalten.



Herren galt mehr der Technik. Nur wenige der Gruppe wagten sich die schmale Treppe hinauf zu den Antriebsrädern. Staunend und fast ungläubig sahen sie zu, wie die nicht geringe Kraft von der Hauptachse auf die Königswelle und von dieser mittels Zahnrädern aus Holz auf die Antriebswellen der Mühlsteine übertragen wurde. Dabei tauchte die Frage auf, was denn in der Mühle nun klappert. Auch darauf gab es eine Antwort. Die Dosierrinne, welche das Korn vom Einlauftrichter auf die Mahlsteine dosiert, wird von Stößeln in kurze Bewegungen gesetzt, was das klappernde Geräusch verursacht. Aus der Gruppe hörte man ein leises Summen: - „Es klappert die Mühle am rauschenden Bach.“ Ja in der Wassermühle klappert das gleiche Gerät. An dem an der Außenwand lehrenden alten Mühlstein erklärt der Müller, wie so ein

Nach der Besichtigung setzte sich die Radlergruppe unter die Sonnenschirme der nahegelegenen Bäckerei und stärkte sich bei Kaffee und Kuchen. Da gesellte sich zu ihnen ein älterer Mann. Ab und zu an seiner Tabakpfeife ziehend erzählte er, dass in einer bestimmten Nacht im Advent die Mühle arbeiten sollte, ohne dass sich die Flügel drehten. Am darauf folgenden Morgen stünde dann ein Sack Mehl vor der Tür. Es soll der Geist eines Müllers sein, der sich vor 150 Jahren etwas zu Schulden kommen lassen hatte. Alle hörten andächtig zu. Nur einer bemerkte das leichte Augenzwinkern des Alten. In der Bäckerei erfuhren wir auch, dass von dem an diesem Tag gemahlten Mehl am nächsten Morgen Brot im Steinofen gebacken wird. Der nächste Tag war leider verregnet, keiner der Radfahrer hat sich eines dieser Brote geholt. *



Die Modistin

- von Gisela Lehmann -

Hand auf's Herz, wissen Sie was Trilby, Caplin, Facinator oder Florentiner sind?

Man könnte meinen, hier geht es um Feingebäck und Torten.

Florentiner ja, aber nicht nur. Ich bin mir sicher, ich finde die Antwort bei der Modistin Ilona Wendel. Sie führt das Hutgeschäft in Unna in der Bahnhofstraße. In diesem begrenzten Raum gibt es ein verwirrendes Angebot an Hüten, Kappen und Mützen. Es fehlt auch nicht an Schals, Gürteln und phantasievollen

Haarschmuck. Angefangen hat alles 1933.

Frau Paula Toepper, Großmutter der jetzigen Inhaberin, gründete hier als Meisterin den ersten Hutsalon in Unna. Bei ihr lernte die

besuchen, war verlockend und schnell angenommen. Mit dem Meisterbrief in der Tasche kehrte sie nach Unna zurück und übernahm von der Oma das kleine Familienunternehmen, das sie noch heute mit viel Leidenschaft und Fachwissen führt.

Sie ist die kompetente Fachfrau für modische Kopfbedeckung und dazu gehörende Accessoires. Bei ihr erkundige ich mich nach Florentiner & Co.

„Ja! Und, Florentiner sind Hüte mit breitem Rand und Schleifenband“, fällt eine Kundin Frau Wendel ins Wort „Das ist so nicht ganz richtig“, verbessert die Modistin charmant. Florentiner nennt

man eine 1cm breite, handgeflochtene Borde, die zum Caplin, den Rohling für großrandige Hüte, genäht wird. Den Hutstumpen benutzen Modisten als Zwischenprodukt für die Herstellung der verschiedensten Hutformen, wobei der breite Rand zum Krempehut geformt und gebügelt wird. Caplin, Krempehut? In meinem Kopf schwirren die Begriffe wie in einem Bienenkorb. Bis jetzt war ich mir doch sicher, etwas davon zu verstehen. In den großen Kaufhäusern ist das immer so einfach. Hüte haben keine Namen. Sie werden so lange aufgesetzt, bis einer passt und die Verkäuferin, höchst genervt, bei jedem Hut süßsauer säuselt, „der steht ihnen hinreißend, sie haben das perfekte Hutgesicht“. Natürlich gelogen, ich wusste selbst, ich sehe damit bescheuert aus. Also dann doch lieber keinen Hut. Frau Wendel musste meine Gedanken erraten haben. „Nicht

Enkelin das Handwerk von der Pike auf. Hatte sie doch der Oma schon als Kind über die Schulter geschaut. Ilona zeigte viel Geschick und Kreativität, so konnte sie nach der Gesellenprüfung in ein exquisites Unternehmen nach Soest wechseln. Das Angebot, in München die Modeschule zu



jeder findet im Kaufhaus die für ihn geeignete Lösung. Der gewählte Hut sollte immer auf den Typ seiner Trägerin abgestimmt sein“, sagte sie verschmitzt. „Der Trend ist sehr vielseitig. Es gibt unterschiedliche Farben und Materialien. Deshalb sollte man sich bei der Auswahl Zeit nehmen“.

Auf einem Ständer hängen die unterschiedlichsten Haarreifen mit Band umwickelt und Blumen und Federschmuck dekoriert. Frau Wendel nimmt einen und setzt ihn auf. „Bezaubernd, ich bin mir sicher Ihnen steht jeder Kopfschmuck“, bemerke ich, dabei hatte sich ungewollt ein leiser etwas neidischer Unterton eingeschlichen. „Diese Haarreifen tragen den klangvollen Namen Facinator“, erklärt sie. Hm, Facinator, faszinieren, passt. „Aber nun zu Ihnen“, dabei greift Ilona ins Regal und hält einen kleinen blauen Hut, mit kleiner nach oben gebogenen Krempe, in der Hand und setzt ihn mir auf. Ein, zwei Zupfer und ...“so, nun schauen Sie in den Spiegel, er steht Ihnen gut“. Wie recht sie hatte, ... „aber woher wussten Sie, dass es gerade dieser Hut ist“?, wollte ich wissen. „Es ist mein Beruf, eine gute Modistin sieht, was ihren Kunden steht“, erwiderte sie strahlend.

Wir hatten etwas Zeit, und so erfuhr ich

noch einiges über Hüte im Allgemeinen.

Im 20. Jahrhundert setzten sich die Hüte als strenges Muss durch. Eine Frau, die ordentlich und als gut angezogen gelten wollte, wagte sich nicht ohne Kopfbedeckung auf die Straße. „Oben ohne“ galt als liederlich wie Dirnen und Prostituierte.

Nach dem Krieg stand den Trümmerfrauen der Kopf überall, nur nicht nach einem Hut. So hat seit den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Hut weitgehend die Verwendung als Kopfbedeckung eingebüßt.

Heute ist die Hutmode durch England beeinflusst. Bekanntestes Ereignis ist das Pferderennen auf der königlichen Pferderennbahn in Ascot, hier wetteifert das weibliche Publikum mit phantasievollen Hutkreationen.

Hüte sind Markenzeichen von Königin Mum, Queen Elisabeth, Prinzessin Diana und Marlene Dietrich. Sie haben es vorgebracht. Junge Leute tragen Hüte völlig ungezwungen, wie etwa eine Mütze, Koppa oder einen Schal. Besonders beliebt ist bei ihnen der Trilby, ein kleiner Jägerhut.

Heute fährt Frau Wendel zu Messen nach Berlin, Düsseldorf, München und Mailand, um ihren Kundinnen die neuesten Modelle präsentieren zu können. Und ihre Kunden wissen das zu schätzen und lassen sich gern von ihr beraten.

✱



Die unbekannte Schöne Uta von Ballenstedt - von Brigitte Paschedag -

Wer kennt sie nicht – und wenn auch nur aus dem Kreuzworträtsel – die „Stifterfigur mit drei Buchstaben“.

Ihr Name **Uta** oder genauer Uta von Ballenstedt. Von den Nationalsozialisten als Inbegriff der deutschen Frau und der deutschen Kunst hochgejubelt, weiß man dennoch sehr wenig über sie.

Geboren wurde Uta um das Jahr 1000 nach Christus als Tochter des Grafen Adalbert

von Ballenstedt und seiner Frau Hidda auf der gleichnamigen Burg am Harz. Die Burg gilt als Stammsitz der Askanier, eines uralten deutschen Adelsgeschlechts.

Wahrscheinlich schon früh wurde Uta mit Ekkehard II., Markgraf von Meißen, verheiratet. Dass diese Ehe glücklich war, wird heute auf Grund der Haltung Utas bezweifelt. Beide stehen als Stifterfiguren im Naumburger Dom. Aber sie stehen nicht

allein dort. Insgesamt sind zwölf Figuren dargestellt: Gerburg, Konrad, Hermann, Reglindis, Dietmar, Sizzo, Wilhelm, Timo, Ekkehard, Uta, Gepa und Dietrich. Als der Naumburger Meister sie schuf, waren sie schon über hundert Jahre tot. Trotzdem tragen die etwa lebensgroßen Figuren alle individuelle Züge, was zur damaligen Zeit etwas unerhört Neues war. Bis dahin gab es nur schablonenhafte Darstellungen von Menschen.

Uta gilt als schönste Frau des Mittelalters. Häufig wird sie mit der ägyptischen Nofretete verglichen. Sie und der Bamberger Reiter sind die wohl berühmtesten mittelalterlichen Skulpturen. Und beide gelten als typisch deutsch. Das ist zumindest in Bezug auf Uta aber falsch. Tatsächlich stammt der so genannte Naumburger Meister wohl aus Frankreich. Bevor er in Naumburg auftauchte, war er, wie sich aus vergleichenden Stiluntersuchungen ergibt, in Meissen, Mainz und Straßburg tätig. Sein Handwerk erlernt haben dürfte er in Reims beim Bau der dortigen Kathedrale. Er war ein - wie man heute sagen würde - Allround-Künstler. Denn sowohl die Skulpturen als auch der Entwurf des Domes stammen von ihm bzw. aus seiner Bauhütte, mit der er wohl von

Stadt zu Stadt zog.

An der Figur der Uta fällt auf, dass sie auf der ihrem Gemahl zugewandten Seite den Mantelkragen bis zur halben Gesichtshöhe hochgeschlagen hat und mit der anderen

Hand den Mantel schützend über ihren Körper zieht. Man hat daraus geschlossen, dass sie sich gegen Ekkehard abgrenzen will, dass sie zur Ehe mit einem ungeliebten Mann gezwungen wurde. Hier taucht zum ersten Mal ein psychologisches Element in der Kunst auf: die Schutzsuchende adelige Dame, die dennoch eine absolute Souveränität ausstrahlt.

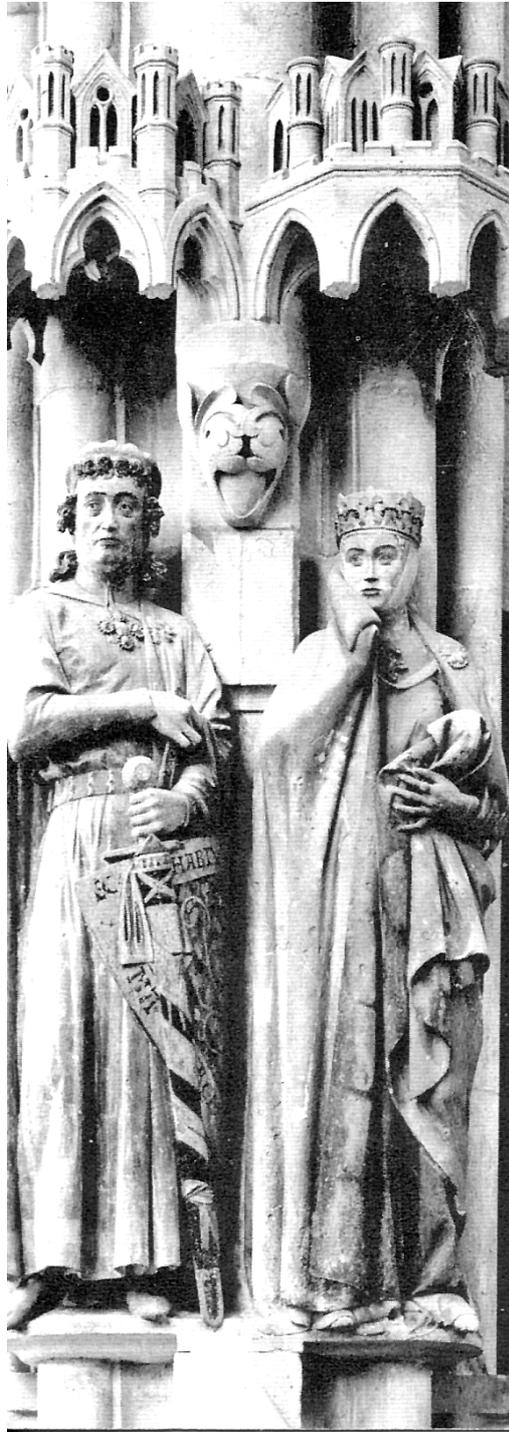
Walt Disney diente die Figur der Uta als Vorbild für die böse Stiefmutter in seinem Zeichentrickfilm Schneewittchen.

Und auch Umberto Eco setzte ihr ein Denkmal. In seiner „Geschichte der Schönheit“ schreibt er: „Wenn Sie mich fragen, mit welcher Frau der Geschichte der Kunst ich essen gehen und einen Abend verbringen möchte, wäre da zuerst Uta von Naumburg“.

Trotz ihrer herausragenden Schönheit setzte der Ruhm der Uta erst mit dem Beginn der Fotografie ein. Walter Hege inszenierte die Stifterfiguren wie Stummfilmstars.

Uta starb im Jahr 1046.

Noch heute steht man fasziniert vor ihr. Aber nicht nur ihretwegen lohnt sich ein Besuch des Naumburger Doms.



Zucker in aller Munde

- von Benigna Blaß -



Die Adventszeit ist da. In den Geschäften gibt es schon lange Weihnachtsgebäck. Doch viele von uns backen lieber ihre traditionellen Weihnachtsplätzchen. In den Rezepten steht oft: Rohrzucker, brauner Zucker, Farinzucker, Grümmelkandis, Puderzucker, Hagelzucker und noch einige mehr. Aber warum dieser Unterschied?

Zucker ist doch Zucker, oder nicht?

Das Wort Zucker stammt ursprünglich aus dem Sanskrit-Wort „sarkara“ für süß, dieses wurde als „sukkar“ ins Arabische übernommen. Von dort kam das Wort nach Europa. In fast allen Sprachen klingt es ähnlich.

Zucker war in der Antike unbekannt, man süßte nur mit Honig, mit dem Saft des Zuckerrohrs oder des Ahorns. Das aus Ostasien stammende Zuckerrohr konnte man in Indien und Persien schon 6 000 v. Chr.



nachweisen. Doch erst 600 n. Chr. erfanden die Perser die Zuckergewinnung. Sie füllten den heißen süßen Saft in Tonkegel, die Feuchtigkeit verdampfte und ein Zuckerhut entstand. Noch heute werden Kegel hergestellt. Auch bei uns ist er bekannt, der Zuckerhut für die Feuerzangenbowle.

Das Zuckerrohr ist ein Süßgras, das bis zu 7 m hoch wächst und dessen Halme 2-7 cm dick sind. Das Mark dieser Halme ist vor der Blüte sehr weich und enthält 13-20% Rohrzucker. Ein Steckling wird gepflanzt. Nach etwa eineinhalb Jahren kann der Halm geschnitten werden, er wächst immer nach, bis der Ertrag geringer wird, dann müssen neue Stecklinge gesetzt werden.

Nach dem Schnitt müssen die Halme sofort in die Fabrik, sie dürfen nicht eintrocknen, da sie sonst einen großen Teil ihres Zuckergehaltes einbüßen. Die Pflanze wird klein-



geschnitten und der Saft, der sich im Mark der Pflanze befindet, ausgepresst. Nach einer Reinigung wird der Saft solange behandelt, bis das Wasser verdampft ist. Der braune Sirup kommt in eine Zentrifuge, dort scheiden sich die Zuckerkristalle zur Weiterbehandlung. Aus der Melasse werden Rum und Arrak gebrannt. Die zellulosehaltigen Rückstände werden zur Herstellung von Karton und Papier verwendet. Die größten Anbaugelände sind Indien und Brasilien, doch auch in anderen wärmeren Ländern wie China, Spanien und Italien findet man Zuckerrohrplantagen.

Kolumbus und Cortes haben viel zur Verbreitung beigetragen. In früherer Zeit war Zucker, genau wie Salz, ein sehr kostbares und teures Gut.

Nur die reichen Herrscherhäuser konnten es sich leisten.

In unserer Gegend entdeckte der Chemiker Andreas Sigismund Markgraf 1747, dass eine Rübensorte, (die Zuckerrübe) ca. 12

bis 20 % Zuckeranteile enthält.

Doch erst 1801 schaffte es der Chemiker Franz Carl Achard den Zucker industriell herzustellen. Die erste Rübenzuckerfabrik der Welt entstand in Cunern in Schlesien.

Die Äcker waren fruchtbar und die Rüben wuchsen gut. In der Fabrik werden sie nach



dem Waschgang geschnitzelt und unter heißem Wasser wird der süße Saft herausgesaugt. Dieser Saft wird so lange gekocht bis das Wasser verdampft ist und ein zäher brauner Sirup entstanden ist - das „Rübenkraut“, in der Nachkriegszeit hoch begehrt. In einer Zentrifuge wird nun die Flüssigkeit herausgeschleudert. Die Zuckerkristalle werden in mehreren Raffinationsgängen getrocknet, gebleicht und zu



verschiedenen Zuckersorten verarbeitet. Aus 100 kg Zuckerrüben gewinnt man 12-15 kg Zucker. Zucker sowie Salz haben kein Verfallsdatum, sie müssen nur trocken gelagert werden.

Andere Zuckerlieferanten sind die in Südostasien beheimateten Zuckerpalmen. In Russland wird vermutlich noch die knollige Wurzel „Sium“ als Gemüse verzehrt, zu Zucker verarbeitet und auch als Kaffee-

Ersatz genutzt.

Es gibt viele gebräuchliche Handelsarten des Zuckers, z.B. der **Farinzucker** ist bräunlich, wird nicht gebleicht, ein Anteil Sirup bleibt erhalten

Brauner Zucker wird mit braunem Zuckerrohrsirup gemischt, ist etwas feuchter und hat einen malzigen Geschmack.

Hagelzucker sieht wie kleine Hagelkörnchen aus und wird aus Raffinade durch Agglomeration hergestellt.

Puderzucker ist nur ganz fein gemahlen.

Kandis unterteilt sich in mehrere Sorten, besonders bekannt die Kluntjes, in Ost-



friesland gehören sie unbedingt zum Tee. Kandis wird aus einer Zuckerlösung hergestellt, die mehrere Tage auskristallisieren muss. Sind die Kristalle gewachsen, so werden sie in verschiedene Größen geschlagen. Die Struktur der Kristalle, ob groß oder klein, sind immer gleich.

Traubenzucker: Er gehört nicht zu dieser Sorte Zucker. Er wird aus Stärke hergestellt.

Den ersten **Würfelsucker** erfand 1840 der Direktor der Datschitzer Zuckerraffinerie in Böhmen, Jacob Christoph Rad. Seine Frau hatte sich beim Herausbrechen kleiner Zuckerstückchen aus einem Zuckerhut den Finger verletzt. Sie bat ihren Mann, doch gleich kleine Zuckerstückchen zu produzieren. Er erfand die Würfelsuckerpresse.

Die ersten Würfelchen färbte er rot ein und schenkte sie seiner Frau zur Erinnerung an ihr Missgeschick.*





Das Badewännchen

- von Ulrike Wehner -

Die Tante hatte zur Geburt ihrer kleinen Nichte eine Kinderbadewanne aus schwerem weißen Kunststoff geschenkt, offensichtlich ein Designer-Modell in asymmetrischer Form. Eine Seite war in hoch aufsteigendem weiten Bogen ausgebildet. Am höchsten Punkt befand sich ein Löchlein, um sie an einem Haken griffbereit aufzubewahren. Dieser kleine Zuber erschien der jungen Mutter zunächst sehr nützlich, denn es gehörte noch ein hoher Ständer aus Stahlrohr dazu, auf dem das Gefäß mit seinem breiten Rand festgeklemmt werden konnte und bei Gebrauch für den Rücken schonend wirken sollte.

Doch aus dieser Höhe die gefüllte Badebütte wieder vom Ständer zu trennen war für die kleingewachsene junge Frau überaus anstrengend. Bis sie die Wanne mit dem schwappenden Wasser in einen Ausguss entleeren konnte, war schon sehr viel auf den Boden verschüttet. Als sehr umständlich erwies sich auch das Ausschöpfen.

Was tun? Die Tante hatte es gut gemeint und das Geschenk sollte gewürdigt werden. Trotzdem wurde das Gestell bald in den hintersten Winkel der Abstellkammer verbannt. In Zukunft wurde im Badezimmer auf die große Wanne ein breites Brett gelegt und die kleine darauf gestellt. Zum Leeren brauchte man nur eine Seite anzuheben und das Wasser floss nach unten ab.

Schwierig war die Aufbewahrung, wenn die Babywanne nicht im Einsatz war. Durch den ausladenden Rand benötigte sie viel Platz, der in der kleinen Wohnung nur ungern abgezweigt wurde. Doch dann bekam die Wanne eine weitere Aufgabe, sie musste die Mangelwäsche aufnehmen! Im Grunde war sie dafür nicht tauglich, denn ihre Wände hatten eine betont konische

Form, so dass der Boden ein winziges Oval bildete, groß genug für ein paar Taschentücher. Aber durch geschicktes Schichten wurde dieses Problem zwar gelöst, aber es gab noch ein weiteres, das nicht behoben werden konnte: An der Fußseite des Wännchens befanden sich scharfkantige Rippen als Seifenschale, an denen man sich die Finger beim Wäscheeinlegen verletzen konnte. Jedoch Gewohnheit schult. So etablierte sich das ungeliebte Wännchen im Haushalt und nutzte noch zwei weiteren Kindern zur Körperpflege.

Die Tante war gestorben, die Kinder inzwischen erwachsen und die Kinderbadewanne mittlerweile zum Wäschebottich degradiert. Sie wurde mehr schlecht als recht für die nasse Wäsche aus der Wasch-



maschine auf dem Weg zur Leine verwendet. Dann traten zwei glückliche Umstände zusammen, um das Ding loszuwerden: ein Laden für Haushaltswaren bot preiswerte Plastikkörbe an und vor'm Haus des Nachbarn stand ein Container. Dort verschwand die Wanne und sie wurde unmittelbar ersetzt durch einen herrlich praktischen, leichten Korb mit Griffen an jeder Seite. Der Bottich wurde nie vermisst.

Bis sich ein kleiner Enkel ankündigte. Die Tochter stellte die Ausstattung für das Kind zusammen und fragte eines Tages: „Mama, kann ich unsere Babywanne haben?“ *

Pfauters Jahresrundumschlag 2011

Es gibt eine Zeit **vor** dem Herbst-Blatt und es gibt die Gegenwart. Die Zeit **nach** dem HB gibt es aber noch lange nicht. Darum kümmert sich seit langem das unermüdlige Team der HB-Redaktion. Was hat es denn in diesem Jahr so angestellt, fragen sich manche Leser, denn nichts vergessen wir Senioren so schnell wie das, was gestern war.

Benni Blaß (HB 62/19) trauert einem verbliebenen Sänger nach. Ihm fehlten Brutplätze und Nahrung, da ging es ihm schlecht. Das ist nicht anders als beim Menschen auch. Man ernannte den Bedrohten zum Vogel des Jahres 2011. Es ist der Gartenrotschwanz.



(HB 63/19) Ganz anders ist da die Elsbeere dran, der Baum des Jahres. Sie ist genügsam. Besonders geeignet ist ihr Holz für die Dudelsackpfeifen.

Viel mehr über Pfeifen erfahren wir von Brigitte Paschedag (HB 63/6) Die kleinsten Pfeifen sind nur wenige Zentimeter groß, die spanischen liegen waagrecht und klingen archaisch. Der geneigte Leser erriet es bereits: Brigitte beschreibt die Schleifladenorgel der Stadtkirche. Da hat sich Unna



mit nicht weniger als 3300 Pfeifen begnügt, kleinen und großen. Doch nicht nur von Orgeln lebt der Mensch, er bildet sich durch Reisen. Unsere Autorin macht uns deshalb auch mit der weiten Welt bekannt, zum Beispiel in der Reportage „Reisen mit Hindernissen“ (HB 61/15). In der „Grotta Gigante“, einer Riesenhöhle in Italien, zittern den Besuchern ein wenig die Beine. Das liegt nicht an dem wackeligen Karstgebirge, sondern an den 500 Stufen, die in die Unterwelt führen. Reisen kann anstrengend sein, doch wieder zu Hause, stolpert unsere Weltreisende über einen „Stein des Anstoßes“ (HB 62/13). Die Nase platt, die Lage waagrecht wie eine spanische Orgelpfeife, liegt sie da. Helfer eilen herbei. „Es gibt sie noch, die Hilfsbereiten“, stellt Brigitte erfreut fest.

Christian Modrok stolpert weniger in Orgelkonzerte hinein, dafür aber in die Oper um Carmen zu lauschen. „Zum Glück hatte es damit bald ein Ende,“ jubilierte er und gibt zu, in HB 61/21, dass er seitdem mit drei Freunden Mundharmonika spielt. Ferner befragt er (HB 62/8) gezielt Menschen, was ihnen zum Thema „Bahn“ einfiel. Auf den ersten Blick könnte man denken, dass sie mit den Loks nichts gemeinsam haben, wundert sich Christian. Schließlich kommt er zu der Erkenntnis, dass die Bahnhofstraße ein Aushängeschild ist. Dafür gibt es (in HB 63/3) vom Unnaer Esel Streicheleinheiten. Da wurde es unserem Freund und Treiber (HB 64/3) warm ums Herz.

Gisela Lehmann schildert in HB 61/14 den Besuch der „Füllhorn“-Redaktion aus Soest bei uns im „Fässchen“. Sie erklärt, dass das „Füllhorn“ das Seniorenmagazin der Soester ist. Die Stadt war schon immer sparsam, und als sie als erste ihr Stadtgesetz fest schrieb, benutzte sie dafür eine billige Kuhhaut statt Pergament. Daher der Spruch „Das geht auf keine Kuhhaut“. Es gab wohl zu viele der Gesetze. Das findet Gisela nicht gut, gut findet sie dagegen Handschu-



he (HB 62/20). Sie sind praktisch gegen Kälte und so. Ihre Favoriten sind Fäustlinge, weil im Boxsport ein Schlag ins Gesicht ohne Fäustlinge nicht der Vornehmheit und Würde der Sportler zuträglich sein täte. Heinz Naß bestätigt (in HB 64/21) seine Kollegin: Wir sind ein Seniorenmagazin. „Da wird es niemanden wundern, wenn ich über Museen in NRW berichte“ - und unterrichtet die Alten, was sie sich so an älterem Zeug rund um Unna anschauen könnten. Noch älter als das HB und die ganze Redaktion zusammen sind zum Beispiel die Hinterlassenschaften der alten Römer in Haltern. In Hagen dagegen gibt es stumme Zeugen der Handwerker. Die Besucher dort

sen, rote Lippen, roter Wein...“ Unser Gesang wirkt auf sie wie ein rotes Tuch. Sie schreibt einen Aufruf an sympathisierende Leser: „Sehen Sie rot!“

Ulrike Wehner aber beruhigt die Gemüter. Sie will wissen: Brauchen Sie einen Babysitter? (HB 61/20) Ulrike und ihre „Heinzelmännchen“ geben und nehmen alles: Sie gießen den Hund, mähen die Blumen oder putzen den Rasen. Für 12 Hansetaler sind Sie dabei. (HB 63/11) Hier passt Jung und Alt zusammen. Eigentlich möchte die Gute doch lieber ihren Ruhestand genießen, so habe sie sich einen *Makila* besorgt. Das ist ein klassischer Wanderstock der Basken. Damit kann man wandern, aber auch auf Abstand gehen, wenn es mit der Nächstenliebe zu arg wird.



Das Redaktionsteam

Rita Maas wechselt das Thema: Schokolade ist angesagt (HB 61/7). Was wären Naschkatzen ohne Schokolade? Das klingt nach süßem Nichtstun, stellt Rita in HB 62/7 fest und widmet sich der Frage, ob der Kälteschock nicht Kältestau genannt werden

werden auf Holzwege geleitet, die aber nicht in die Irre führen. Wenn Sie etwas über den Erzbergbau im Sauerland wissen möchten, gibt es da viele Möglichkeiten. Noch interessanter (für Frauen) ist das Miele-Museum in Gütersloh. Wer nicht weiß, wo Gütersloh liegt, der hätte in der Schule besser aufpassen sollen. Doch nicht verzaugen, in Dortmund ist ein Schulmuseum.

In HB 61/25 stellt Ingrid Faust eine bohrende Frage: „Warum haben Maria und Josef noch nie bei mir angeklopft?“ HB antwortet: „Es muss an der Zeitverschiebung liegen, fragen Sie Albert Einstein“. Mit der Antwort zufrieden, schlägt Ingrid vor: (HB 63/8) „Wollen wir ein Lied singen?“ Als Märchenfreundin glaubt sie an „Rote Ro-

mus. Ihre Gedankensplitter taumeln: Grog oder Glühwein? Da helfen nur Gespräche (HB 63/15). Das Reden über prozenthaltige Getränke sind Balsam für die Seele, aber man muss ja nicht pausenlos darüber sprechen. In HB 64/15 warnt sie: Man kann nie wissen, wer da mithört. „Achtung Aufnahme!“ Ein aufrüttelnder Beitrag.

Rudi Geitz beginnt (im HB 62/4) mit einem hinterhältigen Mord. Der Kölner Erzbischof wurde erschlagen. Das ist aber Gott sei Dank längst verjährt, weil es 1525 geschah. Es waren unruhige Zeiten, konstatiert der Geschichtsschreiber. Trotzdem bildete sich damals in groben Zügen das heutige Kreisgebiet Unna. Die Bibel sagt uns, dass am Anfang nichts war. Aber Rudi be-

hauptet (in HB 63/16): „Zuerst war das Rad.“ Wasser und Wind brachten es zum Rollen. Später kamen Patentmotorwagen von Karl



ihm 1500 Kilometer, behauptet er im HB62/17. Im HB 64/9 entlarvt er eine Stranckorb-Verschwörung. Leider wollte er die



Benz hinzu, Flugapparate starteten von Rollbahnen, festgehalten wurde das alles von Rollfilmen, aber die sind passé, genau wie Schallplatten und Tonbänder. Muss man das alles unbedingt haben, appelliert Rudi an unser Gewissen. Die Antwort wissen die Windräder.

Jeder zehnte Deutsche ist Analphabet, alarmiert uns Klaus Pfauter (in HB 61/2), beruhigt uns aber sofort: Tendenz steigend. So werden die Nichtleser nie erfahren, was er noch so alles für uns erforscht hat. Zum Beispiel, dass Gagarin vor 50 Jahren nicht die ganze Erde umrundet hat. Es fehlten

Deutsche Meisterschaft des BVB in einem blauen Schalke-Trikot feiern. Doch übergehen wir schnell diesen peinlichen Vorgang. Dorothee Glaremin: Ohne sie geht gar nichts (HB 64/28). Sie ist die Seniorenbeauftragte der Stadt und als solche quasi unsere HB-Schirmherrin. Das heißt, dass sie das letzte Wort hat. Was bei den Zeitungsleuten immer bedeutet, dass sie die Korrektur liest. Wenn ihr doch mal ein Fehler durch die Lappen gehen sollte und Sie entdecken ihn, regen Sie sich bitte nicht auf. Tragen Sie es mit Humor, so wie wir,

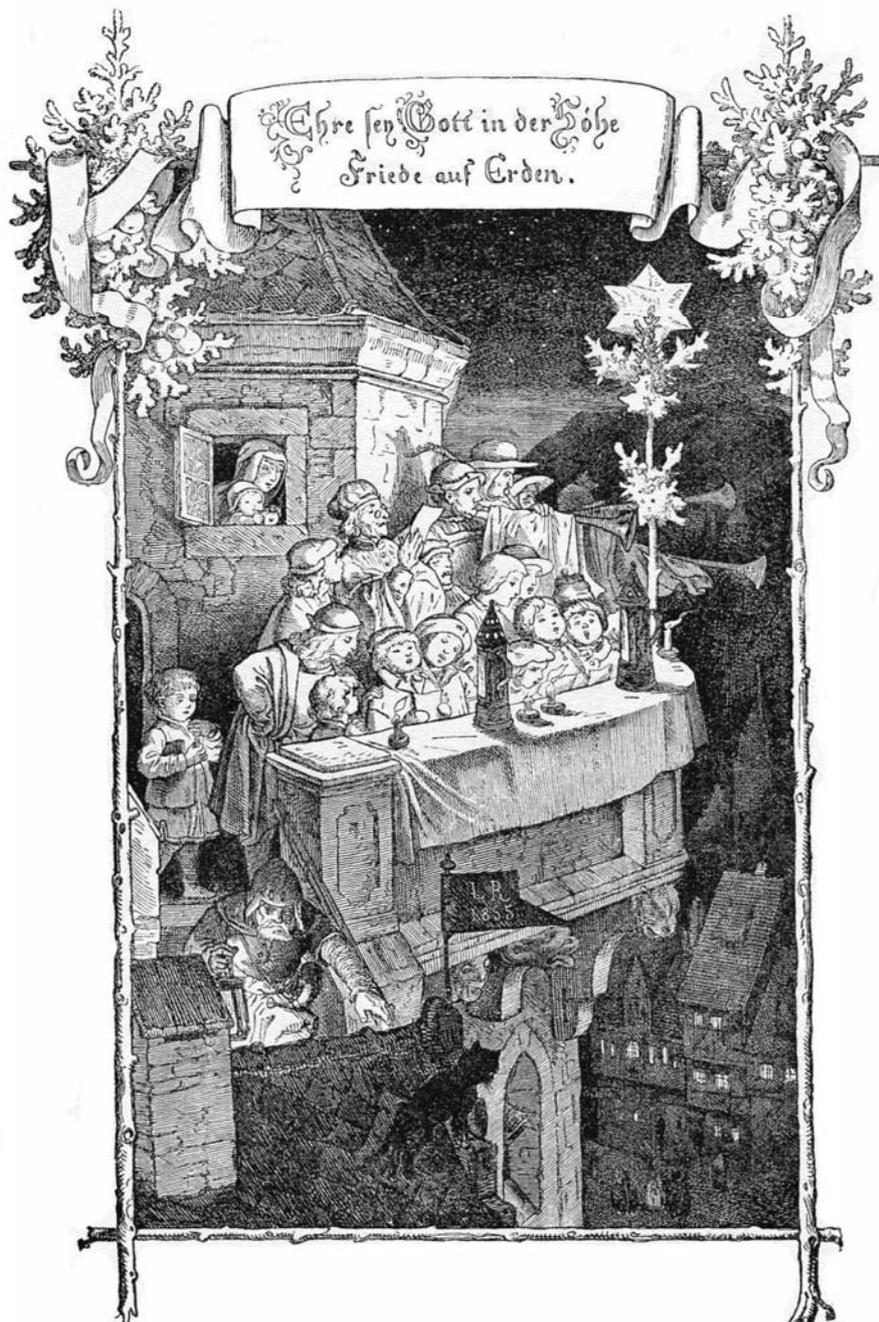
Ihre HB-Redaktion ✱



Sylvesterpunsch

Ich hatte 18 Flaschen Whisky im Keller. Meine Frau befahl mir den Inhalt aller Flaschen auszugießen, sonst könne ich was erleben. Also fing ich mit der unangenehmen Arbeit an. Ich zog den Korken der ersten Flasche und goss den Inhalt ins Becken, mit Ausnahme eines Glases, das ich trank. Dann extrahierte ich den Korken der zweite Flasche, mit Ausnahme eines Glases, das ich trank. Dann zog ich den Korken der dritten Flasche, goss den Whisky ins Becken, das ich trank. Ich zog den Korken der Vierten ins Becken und goss die Flasche ins Glas, das ich trank. Ich zog die Flasche vom nächsten Korken, trank ein Becken daraus und warf den Rest ins Glas. Ich zog das Becken aus dem nächsten Glas und goss den Korken in die Flasche. Dann korkte ich das Becken mit dem Glas, flaschte den Trank und trankte den Genuss. Als ich alles entleert hatte, hielt ich das Haus mit der einen Hand fest, zählte die Gläser, Korken, Flaschen und Becken mit der anderen und stellte fest, dass es neununddreißig waren. Und als das Haus vorbeikam, zählte ich sie nochmals und hatte dann alle Häuser in der Flasche, die ich trank. Ich stehe gar nicht unter Alfuß von Einkohol, wie manche Denker leuten... Ich bin nicht halb so bedenkts wie ihr trunken könntet, aber ich habe so ein fühlsames Geselt... aaahhh...

Anonymus



Ludwig Richter

geb. Dresden 1803 gest. ebenda 1884

Maler, Zeichner und Illustrator

In der Dresdener Gemäldegalerie befinden sich seine bekanntesten Ölbilder:

„Überfahrt am Schreckenstein“ und „Der Brautzug“

Er zeichnete Bilder zu Musäus- und Bechsteins Märchen.

Keiner wie Ludwig Richter hat das Familienleben im schlichten deutschen Haus so naturgetreu dargestellt.

Seine Figuren verkörpern den Ausdruck echt christlichen Friedens und echter Freude. Freuen wir uns an seinen Weihnachtsbildern.